

IM TUNNEL

Vor mir nichts als Mauern. Bin umgeben von vier Wänden. Weiche Kalksteine, die sehr, sehr alt aussehen. Jahrtausende alt. Eine Patina hat sich über die Oberfläche gelegt und die helle Farbe verdunkelt. Unzählige Personen haben ihre Namen ins Mauerwerk geritzt. In allen Sprachen. Denn diese Steine sind die berühmtesten der Welt. Sie gehören zur Königinnenkammer der Großen Pyramide von Gizeh. Vom ersten Moment an habe ich hier eine ungewöhnliche Vertrautheit gespürt. Als wäre ich hier zu Hause. Viele Verwirrungen in meinem Leben mussten passieren, bevor ich mein Augenmerk auf diese Pyramide lenkte. Das erste Mal besuchte ich sie 1993. Damals war sie leer. Wegen der Anschläge besuchten nur wenig Touristen das Land. Ich war oft allein in der Pyramide Ein großer Luxus. Ich hatte viel Zeit. Ging fast jeden Tag hinein. Stundenlang saß ich dort auf dem Fußboden, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Abwechselnd, in allen drei Kammern. Ich dachte an nichts. Manchmal kamen Leute herein, mit denen ich mich unterhielt. War ich allein, spielte ich mit dem Schall. Rezitierte meine Gedichte oder sang. Das war 1995 und ist nun zwei Jahre her.

Ich bin zurückgekehrt und sitze, wieder an die Wand gelehnt, auf nacktem Steinfußboden. In der Kammer ist es heiß. Eine feuchte Luft. Die Mauern, die ich jetzt betrachte, habe ich oft angesehen. Ich fühle großes Wohlbehagen. Ohne ersichtlichen Grund. Ich könnte ewig hier bleiben. Schon seit Stunden bin ich hier. Gestern, vorgestern und vorvorgestern. Seit Wochen.

Seit Monaten. Ich sitze unterhalb der Nische, einer Öffnung in der östlichen Mauer, die aussieht wie ein Baum. Ich taste mit meinen Augen die Wände ab. Auf der gegenüberliegenden Seite bleiben sie festhängen. Was ist das? Sieht aus wie ein Schacht. Fast so groß wie die übrigen Schächte in der Nord- und Südmauer, welche vor über hundert Jahren geöffnet wurden. Schaue ich in sie hinein, sehe ich Tunnel in der Dunkelheit verschwinden. Keine Ahnung, wo sie hinführen, denn der Blick wird durch Steine versperrt. Jene Tunnel liegen in Augenhöhe, der Neuentdeckte hingegen liegt unerreichbar weit oben. Er ist kaum zu sehen, geschickt eingepasst in die Struktur der Steine. Ich fotografiere den geschlossenen Schacht. Einige Wochen danach verlasse ich Kairo.

Es vergehen Monate, bis ich das fertige Bild in den Händen halte. Mein Film bringt die Stelle deutlicher zum Vorschein, als meine Augen sie an Ort und Stelle zu erkennen vermochten. Ohne jeden Zweifel, es ist ein Schacht! Es vergehen wieder Monate, in denen ich das Bild vergesse. Cornelia, eine Freundin, der ich bei Gelegenheit das Bild gebe, schaut sich alles mit der Lupe an und entdeckt drei Buchstaben. Drei Buchstaben. Sofort bin ich hellwach. Sie holen mich zurück. Von nun an erforsche ich alle alten Sprachen. Die Mönche des Katharinenklosters auf dem Sinai öffnen mir gar ihre uralte Bibliothek, die berühmt ist für alte Schriften in aramäischer, griechischer und koptischer Sprache. Die Buchstaben sind kaum mehr zu erkennen, was für ihr hohes Alter spricht. Mit kontrastreichen Filmen hole ich sie hervor. Ich fahre zu Kongressen, wo ich berühmte Ägypto-



logen konsultiere. Sie können mir nicht helfen. Am Ende steht jedoch fest: Diese Buchstaben bedeuten A, H und S. In der alten Numerologie der zweiundzwanzig Buchstaben des griechischen oder hebräischen Alphabets bedeuteten im Altertum alle Buchstaben eine Zahl. Es würde sich hier um Eins, Zwölf und Zwanzig handeln. Sowohl im Griechischen wie im Koptischen. Im Koptischen wurden vier Buchstaben hinzugefügt. Was bei denjenigen, die auf dem Schacht sind, nicht der Fall ist. Die Buchstaben stehen auch für die Elemente Luft, Wasser, Feuer. Dahinter verbirgt sich die Mythologie des ägyptischen Altertums. Die Griechen hatten sich davon inspirieren lassen. Plato, Aristoteles und Empedokles haben sich intensiv mit den vier Elementen befasst. All dies vergesse ich sodann aber wieder, weil ich nach Japan fliege und dort in eine fremde Welt eintauche. Äußerlich ist zwischen beiden Welten kein Zusammenhang. Das spielt keine Rolle. Schnell wird mir klar: Ich

bin im Schacht. Ich habe den Tunnel geöffnet. Nicht mit Hammer und Meißel. Nein, mein Inneres. In der Dunkelheit gehe ich einen unbekanntem Weg. Egal, wo ich mich aufhalte, ich bin in einem Zeit-Tunnel.

Die japanischen Zen-Gärten elektrisieren mich. Die mit Kieselsteinen und Rechen gezeichneten Kreise sehen aus wie Galaxien. Ich bin im Sommer 1996 fasziniert von Kyoto. Beginne jene Welt zu begreifen, die eine Form hervorbringt. Der Zwischenraum zwischen Licht und Materie, dort, wo sich unsichtbare Energien in Wellen ausdehnen und plötzlich, wie aus dem Nichts, geometrische Strukturen erzeugen. Schön zu sehen anhand eines einfachen Wassertropfens. Mit seiner Energie prallt er auf die ruhige Wasseroberfläche und dehnt sich kreisförmig, in hohen Wellenbergen, aus. Doch je nach Wellenlänge, Energiestärke und Membran können sich ganze Klangmuster aus verschiedenen geometrischen Formen ergeben. In den Zen-Gärten überwiegen Linien, Wellen und Kreise. Mein Interesse an den Urformen der Schöpfung wurde schon in der Großen Pyramide geweckt. Ihr quadratischer Grundriss, verbunden mit vier Tetraedern, zeigt eine innere Struktur des Lebens. Ein Schwingungsmuster, in dem Mikro- und Makrokosmos sich anordnen. *Wie unten, so oben*, lautet eine alte, ägyptische Regel. Die Elektronen, die die Atome umkreisen, ähneln Galaxien. Mit diesen Gedanken im Kopf fahre ich alsdann mit dem Schiff von Tokyo nach Oshima, einer Vulkaninsel im Pazifik. Sitze auf erstarrter Lava im Meer. Der anrollende Taifun peitscht mir das Wasser ins Gesicht. Ich spüre hautnah die

Bedeutung von Feuer, Wasser, Luft. Die Buchstaben auf dem Schacht habe ich nicht vergessen. Ihr Geist scheint meinen Blick unbewusst auf das zu lenken, was sie symbolisieren. Ich bin inspiriert. Die drei Buchstaben zeigen mir den Weg. Von nun an ist alles ein Kinderspiel. Überall entdecke ich Kreise, Kugeln, Dreiecke, Linien.

Als ich, zurück in Berlin, meine Wohnung betrete, empfängt mich wieder der Geist der Pyramide. Denn ein Photo des Schachtes, das ich vergrößern ließ, steht noch immer neben meinem Bett. Das Bild begleitet mich Tag und Nacht. Wann immer meine Augen sich schließen, der letzte Blick gilt ihm. Eines Morgens schaue ich dort in ein Gesicht. Die obere Hälfte ist die eines Menschen, die untere die eines Löwen. Es ist ein Mann. Ein alter Mann. Er schaut mit Klarheit in meine Augen. Messerscharf ist der Blick, mit dem er mich mitten in mein Hirn trifft. Ich erschrecke. Wieso habe ich vorher dieses Gesicht nie gesehen? Es sieht aus, wie eine meiner Doppelbelichtungen aus New York. Da scheint unter der Oberfläche ein zweites, ja ein drittes Bild hervor. Der Betrachter, der nur die Oberfläche sieht, kann die restlichen Schichten nicht erkennen. Ich lebe mit dem Löwenmenschen. Niemand weiß etwas von meinem seltsamen Begleiter. Nur Cornelia, die schon die Buchstaben auf dem Schacht kennt, erzähle ich davon. Sie ist nicht verwundert. Meine Augen sehen schon seit langem Dinge, die anderen Menschen verborgen bleiben. Ich kann mir die größte Mühe geben, meine Eindrücke zu schildern, die ich in feinen Ebenen wahrnehme. Wenige können

meinem Blick folgen. Meine Worte bleiben ungehört. Ich bin froh, in meinem Zimmer einen Unbekannten zu erspähen, dessen Bild ich täglich betrachten kann. Mein Leben in Berlin wäre nicht halb so aufregend ohne ihn. Eines Nachts ertönt in mir eine mächtige Stimme:

- *Spiel mit mir das Spiel Zweiundfünfzig!*, fordert sie mich auf.

Ich weiß sofort, wem sie gehört. Thot, dem Erbauer der Großen Pyramide. Ich erschauere. Denn ich kenne die Bedeutung des Spiels, besser gesagt der Reihe von Spielen. Sie beginnt mit der Aufforderung zu einer Zeitreise. Sollte ich verlieren, so würde ich bei jedem verlorenem Spiel, ein Stückchen mehr im Erdboden versinken.

Wie kann ich mit dir dieses Spiel spielen?, frage ich.

Die Stimme antwortet:

- *Du kannst!*

Wie kann ich es spielen, wenn ich kaum fünfzig Jahre alt bin? Du dagegen bist zweiundfünfzigtausend Jahre alt geworden, kannst dich an alles erinnern!

Wieder antwortet die Stimme sicher:

- *Du kannst!*

Ich denke: *Zweiundfünfzig steht für eine Lebenseinheit. Wenn ich mich erinnern könnte an andere Leben, dann wäre das Spiel für mich kein Problem!*

Als ich dann 1999 wieder nach Kairo in die Königinnenkammer der Großen Pyramide zurückkehre, stelle ich fest, dass sie in der Zwischenzeit restauriert worden ist. Ich fotografiere den Schacht von neuem. Diesmal

mit Infrarot-Film. Das Gesicht des Löwenmenschen ist verschwunden. Auch die drei Buchstaben. Wegrestauriert. Sowie alle Namen auf den Wänden. Ich taste, wie das erste Mal, mit den Augen die östliche Wand ab. Wieder bleibt mein Blick an einer Stelle hängen, wo ein Schacht ist. Er ist genauso groß, wie der mit dem Gesicht, doch scheint er, im Vergleich zu diesem, nie geöffnet worden zu sein. Auf den Infrarotaufnahmen ist nichts zu erkennen. Einzig meine Photographie zeugt jetzt noch von der jahrtausendalten Existenz des Löwenmenschen.

Ich laufe daraufhin in die höher gelegene Königskammer und konzentriere mich auf Thot.

- *Zeig mir dein Gesicht!*, bitte ich ihn in kindlicher Unbekümmtheit.

Eine donnernde Stimme antwortet zu meinem Erstaunen prompt:

- *Mach dir kein Bild von mir! Ich bin deine Projektion!*

Aber da taucht schon ein Bild in mir auf. Eine Figur, groß und schlank – weniger aus Fleisch und Blut, eher astralisch –, sitzt auf einem hohen, indigoblauen Thron. Sein Gesicht ist nicht zu erkennen.

Stumm bleibt er an meiner Seite, bis zu dem Tag, an dem ich nach Perú aufbreche.

Ich schließe die Augen und denke an Jonathan. Sehe sofort sein Gesicht, höre seine Stimme. Er ist ganz nah, hautnah, als würde er vor mir stehen. Dann wieder gibt es Augenblicke, in denen er aus meinem inneren Horizont verschwindet. So sehr ich mich anstrengte, sein Bild in mir wachzurufen, es bleibt verschwunden.

Seit Monaten bin ich in Perú. Dorthin, wo mich der Tunnel und das Bildnis des Löwenmenschen hingeführt haben. Liegt es am leeren Raum der Wüste von Nazca, dass ich dort von Gesichtern geradezu überfallen werde? Ein seltsames Netzwerk von Personen, die scheinbar keine Zeit kennen, huschen flink an mir vorüber, als wären all die Jahre nicht vergangen. Gesichter. Nah und fern, meist im Verborgenen, tauchen sie unerwartet auf. Ohne Zusammenhang. Zahllos. Endlos. Ohne Namen. Ich weiß nicht, wie sie sich eine Furche in meiner Erinnerung graben konnten. Die Gesichter kenne ich oft nicht. Sie sind mir nie begegnet. Sie müssen aus einer Zeit stammen, zu der ich den Zugang verloren habe. Gesichter meiner Träume. Ich bin nie allein. Sie begleiten mich Tag und Nacht. Auf Schritt und Tritt. Ein lebendiges Gesicht kann in Sekundenschnelle hundert Facetten annehmen. Ausdrücke, die unnachahmbar sind. Weiß der Teufel, woher sie kommen. Aus welcher Tiefe. Das Gedächtnis prägt sich gern das Besondere ein und behält es im Detail. Wobei der Wert des Besonderen bei jedem verschieden ist. Da kommt mir, zum Beispiel, auf einmal Evelyn durch den Zeittunnel entgegen. Evelyn! Ich hatte sie vergessen, wusste nicht einmal mehr, dass es sie einst gegeben hatte. Wie kommt sie jetzt auf einmal hierher? Evelyn ging mit mir in die Schule. Als sie fünfzehn war, nahm sie sich das Leben, weil sie schwanger war. Wie lange ist das her? Dreißig Jahre! Ihr Gesicht bleibt leer. Ich kann sie nicht sehen. Ich weiß nicht mehr, welche Farbe ihre Augen hatten oder ihre Haare. Sie ist ein leeres Bild. Eine weiße Fläche. Wie die endlose Wüste von Nazca.

Nazca und seine Bilder. Hier wird eine universelle Lichtsprache gesprochen, die ich in Japan erlernt habe. Ich vergleiche sie mit den Lichtbildern oder dem Membran einer photographischen Silberplatte. Oder dem Membran meines Gehirnes. Pausenlos empfängt es Töne. Ich denke in Tönen aller Wellenlängen. Töne, die sich in mir zu Bildern formen. Die Alten Peruaner haben diese Zusammenhänge gekannt. Sie formten aus den Klängen Teppiche von zauberhaft geometrischen Mustern. Für sie war alles Klang und Resonanz gewesen. Töne, die schwingen und sich in einer bestimmten Frequenz zu Bildern verwandeln.

Im Alten Ägypten lebten die Priesterschüler mit weißen Tafeln, die leer waren. Warum? Um den inneren Bildschirm anzuregen. Um jene imaginären Bilder wachzurufen, die wir unbewusst in Formen, Farbe und Musik empfangen und die sich in ein fixes Bild verwandeln. Genauso wie ich Erlebnisse zu Bildern gestalte, wenn ich fotografiere, so verwirklicht jeder Mensch das göttliche Abbild, aus dem er geschaffen ist. Ich bin ein Ab-Bild. Unbewusst ahme ich die Schöpfung nach. Kreiere meine Imaginationen auf silbernem Papier. Nicht, um zu verhindern, dass der Staub der Zeit die Erinnerung an mich verwischt. Vielmehr, um zwanghaft einem inneren Gesetz der Schöpfung zu folgen, das alle kosmischen Töne zu einem lebendigen Abbild formt. Ich lebe ein lebendiges Bild. Ich bin ein Bild.

Evelyn folgen andere Gesichter. In ununterbrochener Reihenfolge. Wer sind sie? Ich sitze mitten im runden, kugligen Körper der Spinne, dem markantesten Zeichen der Nazca-Linien in der Wüste, als sich ein tur-

bulentes Feuer in mir entzündet. Ich spüre eine vibrierende Erregung. Leicht und zart. Eine unhörbare Musik, deren Schall in meinen Zellen wiederhallt. Mein Körper fühlt sich großartig an. Über mir schweben Orion, Sirius, die Plejaden, Jupiter und Saturn. Es ist stockduster. Ich bin allein. Mit großer Konzentration gebe ich mich dem Geschehen hin. Wäre da nicht die Panamericana-Straße in der Nähe, ich würde in totaler Stille versinken. Wie in den leeren Kammern der Pyramide. Sie kommt mir vor, als säße ich allein, inmitten eines Berges. In der Wüste ist es die endlose Weite. Hier wie dort, werde ich auf mich selbst zurückgeworfen. Ich sehe wieder mikroskopische Bilder vor meiner Netzhaut auftauchen, die mit ihren geometrischen Formen den Bildern aus dem Kosmos gleichen. Ich verstehe. In den lebendigen Zellen herrscht dasselbe Lichtsystem, das Atome zu einem Geflecht aus Kreisen, Pyramiden, Quadraten und Rechtecken ordnen lässt. Die Energie drückt sich in diesen Formen aus. Das funktioniert überall gleich. In Pflanzen, Tieren, Menschen; ob in Stein oder Metall, Planet oder Galaxie. Alles formiert sich in einer einheitlichen, universellen Lichtsprache, das geometrischen Schwingungsmustern folgt. Jede Zelle des Körpers trachtet nach einer Verbindung mit dem Licht. Materie wird aus Licht geboren, aus Wellen, die endlos, ohne Zeit, im Raum schwingen.

Unterdrücken Menschen die Musik in sich, sterben sie. Wie meine Freundin Elsa. Sie war von einem Rationalismus besessen, der jedes Gefühl einfrieren ließ. Ihr Herz war aus Eis. Niemand konnte es auftauen. Wieviele, von

der Dinglichkeit der Welt Überzeugte, sind wie meine Freundin Elsa? Sie hatte nur Geld im Kopf. Was immer sie sagte, Geld stand an erster Stelle. Darin sah sie ihre Stärke. Im Geld. Und aus reiner Vernunft handeln, aus praktischen Erwägungen. «Geld erfordert das», pflegte sie zu sagen, davon überzeugt, dass Ratio und Logik die höchsten Stufen menschlichen Geistes seien. Die Welt war für sie eine Welt ohne Gott. Eine kalte, leblose Materie. Kalt und hart, wie sie. Ich wunderte mich, wie leblos ihr Gesicht manchmal aussah. Gespenstisch. Ohne Vitalität. Schlaf und grau. Elsa war schon eine Leiche, als sie Krebs bekommen hatte. Sie hatte die Sprache des Lichtes nicht verstanden. Reagierte hysterisch auf alles Unbekannte. Sie sah das Licht in der Sonne oder im Mond rein äußerlich. Erkannte nicht die kosmischen Dimensionen. Die Vorstellung von unsichtbaren Kräften in ihr, die sie nicht kontrollieren konnte, raubten ihr den Verstand. Dabei ist der ganze Kosmos voller Lichtwellen, die nicht zu sehen sind. Nur dem verständlich, der spontan, unschuldig, unwissend sich ihnen, den Lichtwellen, ausliefern kann und dessen Sinne so fein geschult sind, dass er die leisesten Töne wahrnimmt. Mit Augen, Nase, Mund und Ohren, die nicht nur zufällige Verbindungskanäle zum Gehirn sind, sondern Ein- und Ausgänge, durch die sich das Licht bewegt, die die Gehirnwindungen in Schwingung versetzten und durch die alle Lichtsignale an die Zellen weitergeleitet werden. Hinter der sinnlichen Wahrnehmung von Sehen und Hören verbergen sich Schwingungsmuster. Die Sinne des Menschen sind die Tore zum Licht. Das Licht drückt sich aber in geometrischen Mustern aus – in Formen

und Farben. Alles ist Musik. die ganze Welt ist Musik. Musik, die eben aus jenen Mustern entsteht. Und die Augen sind kreisende Galaxien um ein schwarzes Loch. Die einzigen Kugeln des Körpers. Eine Rundumprojektion. Von innen nach außen. Der Verbindungskanal zur Welt.

Perú ist das Land der großen Augen. Es hat also einen tiefen Sinn, weshalb ich Augenmensch nach Perú gekommen bin. Die alten Peruaner überliefern, der Geist der Erde gleiche einer Schlange. Amerika ist der Kopf und Perú sind die Augen. Europa ist der Hals mit dem Klangzentrum; Ägypten stellt das Herz dar; Afrika ist der Magen; China die inneren Sexualorgane. Der Schwanz vereinigt sich mit dem Kopf und so ergibt sich ein perfekter Kreislauf.

Vater und Sohn gleichen einander wie ein Ei dem andern. Die Augen des kleinen Jungen haben einen schimmernden Glanz, nicht nur beim Lachen. Da schmilzt eine weiche Glut. Ich tauche in seine Augen ein. Sie sind reines Wasser, durchsichtig und klar, in dem ich schwimme. In diesem Wasser leuchtet das Licht stärker als anderswo. In dem Jungen ist eine große Schönheit. In seinen Augen sein, ist, wie im funkelndem Licht sein. Er hat dieselben Augen wie sein Vater, nur ist der Vater fünfundvierzig Jahre älter. Auch seine betrachte ich, tauche tief in ihren Kosmos ein. Sobald ich mit ihm nur noch Augapfel und Iris bin, ist der Körper vergessen, und eine überwältigende Macht tut sich auf. Dieses Licht ist der ganze Zauber eines Menschen: je heller, desto strahlender, desto ansteckender. In den

Augen des Vaters entdecke ich jedoch eine Trübung, wie etwa auf einer Linse, die stumpf geworden ist. Nicht nur, dass die Augen schlechter werden mit dem Alter. Der Körper verliert jene Lebenskraft, welche Sterne zum Leuchten bringt, Pflanzen üppig wachsen lässt und Atome bewegt. Mit jedem Atemzug belebt sie das Herz. Sie ist die Lebensflamme. Das Prana der Welt.

Cathy und Hugo sind Zwillinge, fünf Jahre alt, die mir in Nazca täglich über den Weg laufen. Sie sind von bezauberndem Charme. Schaue ich sie an, sehe ich zwei schneeweiße Herzen. Ihre Haut ist reine Seide. Auch ihre Haare und Zähne leuchten. Diese kleinen Götter begrüßen mich mit einem strahlendem Lächeln. Oder Juan. Ich bezeichne ihn als meinen Schutzengel. Er beobachtet mich, und die Szenerie, in der ich mich bewege, mit sichtlichem Unbehagen. Er scheint mehr zu wissen, als er zu erkennen gibt. Er warnt mich nicht. Beobachtet mich nur stumm. Ich kann seinem Gesicht alles ansehen. *Der Pilot ist gefährlich!*, sagt es mir, währenddessen ich im Gesicht und am Körper des Piloten, der mich über die Nazcalinien fliegen soll, Dutzende von Brandnarben entdecke, die ihn entstellen.

Nein! Um Himmelswillen nein. Mit dir fliege ich nicht!, lehnt sich eine Stimme in mir auf.

Kurze Zeit später rollen wir in seinem kleinen Sportflugzeug über die Startrampe. Am Rande der Piste das Gesicht Juans. *Ganz ruhig*, sagen seine milden Augen. *Ich bin da und passe auf*. Womöglich waren einige Menschen in den, durch den Piloten verursachten Abstürzen gestorben. Juans Gesicht wird mir jedenfalls immer wieder in bedeutsamen Augenblicken begegnen, selbst im

Moment, in dem ich Nazca verlasse, schaut es mich an und scheint zu sagen: *Du wirst wiederkommen.*

Vorerst sitze ich aber neben den Piloten und fliege über die Wüste von Nazca. Er ist ganz aus dem Häuschen, reißt das Steuer herum und schreit zu mir herüber: «Jetzt zeige ich dir meine größten Geheimnisse.» Seit zwei Stunden fliegen wir über der Pampa. Er kennt sie wie seine Westentasche, fliegt seit zweiundzwanzig Jahren. Mich interessieren nur die Gesichter. Es gibt sie in Hülle und Fülle. Figuren mit Strahlenkronen, Antennen, großen Augen. Halb Mensch, halb Pflanze. Manchmal Vogel und Mensch. Beim Überfliegen eines Gesichts schaudert es mich. Es schaut mir direkt in die Augen. Wie der Löwenmensch. Als wäre er hier, hätte sich verwandelt. Konzentriert, mit scharfem Blick. Andere Figuren scheinen uns zuzuwinken. Wir überfliegen einen Berg. Ein Gesicht reiht sich ans andere, halbwegs vom Wüstensand verdeckt. Hier ist seit Jahrtausenden niemand gewesen. Wir kreisen die Gestalten ein. Ich hänge mich aus dem Fenster, um sie besser sehen zu können. Die Kamera vor dem Auge. Wir kreisen, wie auf einem Karusell. Mir wird schlecht. Übelkeit überkommt mich. Der Magen drückt. «Schau hier! Schau dort!», brüllt immerfort der Pilot. Wie gern würde ich seiner Begeisterung folgen, wenn mir doch bloß nicht so schlecht wäre. Wie gleichzeitig fliegen, sehen, photographieren und kotzen? Ich versuche, mich zusammenzureißen, konzentriere mich auf die Gesichter im Sand. Mehr Geister als Menschen. Gesichter aus Musik. Einstweilen nehme ich eine Plastiktüte und kotze. Mein Magen ist leer. Ich habe nichts gegessen. Trotzdem



muss ich mich erbrechen. Eine gelbe Brühe läuft aus meinem Mund. Der Pilot bleibt ungerührt. *Hoffentlich fliegt er endlich zurück*, denke ich. Er denkt jedoch nicht daran. «Der Kondor!», brüllt er plötzlich voll Entzückung. Ich schaue in seine Blickrichtung. Ein riesiger Vogel kreuzt unseren Weg. Er gleitet ohne Flügelschlag ruhig dahin. In den geöffneten Flügeln weiße Federn. «Photographier ihn!», herrscht mich der Pilot an, der, so erzählte er mir, im zweiten Beruf Photograph ist. Er kreist jetzt den Kondor ein. Die Gesichter sind vergessen. Mein Magen drückt alles Flüssige nach oben. Der Kondor taucht in meinem Sucher auf. Direkt unter ihm ist ein großes Trapez zu sehen. Reflexartig drücke ich auf den Auslöser. Der Kondor kreist weiterhin unter uns in aller Seelenruhe. «Er kann bis siebenundsiebzig Jahre alt werden», bemerkt der Pilot. Doch ich kann nicht mehr denken. In mir röht es. Ich höre kaum noch, als er sagt: «Es ist mir nie gelungen, einen Kondor über den Nazca-Linien zu photographieren.» Mir ist so schlecht. Ich will nur noch runter zur Erde.

Im Garten von Señor Tello ist eine große Portraitgalerie versteckt. Er sammelt Wurzeln. Sie stehen zu Dutzenden zwischen Hecken und Sträuchern, auf der Treppe zum Haus oder auf der Terrasse. Deutlich sind in ihnen Augen, Nasen und Münder zu erkennen. Sie haben den Mund zugespitzt, pfeifen einen tiefen Ton oder blubbern etwas vor sich hin. Keiner lacht. Sie schauen ernst drein. Manche sind bis zur Unkenntlichkeit von Schmerz entstellt. Koblode, Heinzelmännchen, Faune, Pans.

Stirbt ein Baum ab, so bleibt der Abdruck des Gei-

stes darin erhalten, der ihn bewohnt hatte, so wie der Mensch sein Gesicht im toten Körper behält. Diese Baumgesichter sind in der Maserung des Holzes versteckt und belauschen heimlich die Welt der Menschen, die in ihrer Nähe leben, helfen ihnen und stehen ihnen mit Rat und Tat zur Seite. Besonders, wenn Menschen heimlich dunklen Mächten verfallen. Sie können Gedanken lesen und Wünsche erfüllen. Sie nehmen sich gern willenlos den Belangen der Menschen an, helfen, wo es geht. Deshalb sehen sie so entstellt aus, ähneln Horrorgestalten, weil sie in ihrer Hilfsbereitschaft auch den Schmerz und alle dunklen, geheimen Triebe und jede Boshaftigkeit übernehmen. Ihr Anblick ist zum Gotterbarmen. Ihr Ausdruck lässt mich die Welt der Abgründe betreten. Das, worüber niemand spricht. Die bösen, hasserfüllten Gedanken haben sich in ihrem Antlitz verfangen. Nicht alle sehen dem, von Warzen entstellten, niederträchtigen Alten ähnlich. Einige sind leichten Herzens. Aus zartem Gewebe geschaffen. Sie scheinen unaufhörlich zu kichern. Sind ätherisch schön. Gesichter, die der Morgentau malte. Ich bin im Reich der Naturgeister. Sie vermitteln zwischen mir und der Natur. Sie folgen den unsichtbaren Fäden aus Klängen. Ihre Ähnlichkeit mit den Menschen, die mir hierorts begegnen, ist verblüffend.

Señor Tello besitzt auch eine Sammlung von Totenschädeln und Mumien. Der Kopf einer alten Frau z.B. gleicht den Wurzelgeistern in seinem Garten. Und der Gärtner? Auch er weist denselben Gesichtsausdruck auf. Das kann doch nicht wahr sein! Beim Photographieren entdeckte ich eine unerbittlich peinigende Leiden-



schaft: *Mir kannst du nichts vormachen! Hab mich schon immer gefragt, was dich so hässlich macht! Wo ich doch unter der Kruste dein einst so schönes Gesicht sehen kann. Deine dunklen Triebe, dein trunkenes, nie zu stillendes Herz auf rastloser, gieriger Suche nach Liebe, hat dich im Garten des Señor Tello stranden lassen!*

In der Nähe des Hauses, nicht weit von Nazca, legen Millionen von geschändeten Gräbern die Gebeine zahlloser Toten frei. Ich sehe einen jungen *huaquero*, der flink eine Mumie auf seiner rechten Schulter trägt, als transportiere er einen Baumstamm. Sie ist vollständig erhalten. In totaler Starre. Und es ist nicht schwer zu erkennen, dass es sich um die Mumie einer jungen Frau handelt. Der *huaquero* kommt zu mir, wirft sie vor meine Füße. Ihr Mund ist weit aufgerissen. Sie schnappte nach Luft, als der Tod sie überfiel. Es ist nicht die erste Mumie, die ich mit weit aufgerissenem Mund in Nazca sehe. Ihre Haare sind tadellos. Ihre Zähne ebenfalls. Ich greife nach etwas in ihrem Mund, will es herausziehen. Es klappt nicht, das Ding hängt fest, bis ich zu meinem Entsetzen erkennen muss, dass es die ausgetrocknete Zunge ist. Auch ihr Gesicht ähnelt den furchterregenden Gesichtern im Garten Señor Tellos. Der junge Mann, der die steife Hülle der Frau auf seiner Schulter trug, wird mir nicht mehr aus den Sinn gehen. Was wird aus meiner Hülle werden, wenn sich der Geist von mir verabschiedet und sie mich nach zweitausend Jahren aus meiner *Dunkelkammer* herausholen?

Meine nächtlichen Träume in Perú erreichen eine Intensität, die mir beim Aufwachen die Rückkehr in die so

genannte Wirklichkeit erschwert. Eher habe ich das Gefühl, die Wirklichkeit kristallklar im Traum erlebt zu haben. Dagegen meine geöffneten Augen mich durch eine Welt der Täuschung führen.

Vor mir geht eine Tür auf. Sie führt in das Innere einer Wohnung. Sie ist im bürgerlichen Stil eingerichtet, gut erhalten und gepflegt, wenngleich mit abgegriffenen Möbeln. Die Türen sind mit blauer Farbe gestrichen, die die Schönheit des Holzes zerstört. Eine zweite Tür öffnet sich. Ein junger, sympathischer Mann kommt aus dem Zimmer und gibt mir bei der Begrüßung zu verstehen, ich könne mich in der Wohnung frei bewegen. Ich weiß nicht, wo ich bin. Ich kenne den Mann nicht. Der hintere Teil der Wohnung liegt im Dunkeln. Langsam bewege ich mich vorwärts. Es öffnet sich vor mir ein drittes Zimmer. Das Zimmer verwandelt sich augenblicklich in die Szene einer unterirdischen Grotte, voller Wasser. Eine hübsche, junge Frau sitzt in einem Boot und rudert. Ihr gegenüber sitzt der Sohn. Er ist vielleicht zehn Jahre alt. Sofort spüre ich die innige Verbundenheit, die zwischen beiden herrscht. Mutter und Sohn sind in tiefer Liebe vereint. Ich bin beeindruckt. Sie ist schlank, von graziler Statur, hat große, braune Augen, schwarzes Haar. Der Junge sieht ihr ähnlich. Mitten in meiner Begeisterung, höre ich sie plötzlich sagen: «Ich hatte dreißig Liebhaber.» Ich zucke erschrocken zusammen. Die Worte passen nicht zu ihrer Erscheinung, mit der sie mich gerade verzaubert hat. Ich lasse von ihnen ab und gehe die nächste Tür öffnen. Dahinter ist eine derb aussehende Frau mit quadratischer Figur und schwerfälligen Bewegungen, die mir

das verhärtete Antlitz einer enttäuschten Frau zeigt. Sie sitzt mit dem Gesicht zu mir. Ich stehe noch im Türrahmen. Neben der Frau entdecke ich jedoch ein wunderbares Bild. Worum handelt es sich? Ist es eine Photographie? Ein Gemälde? Ein Spiegelbild? Was ist es? Ein Panoramablick aus ihrem Fenster? Ich sehe eine Landschaft mit einem Fluss. Etwas bewegt sich darin. Magisch werde ich davon angezogen. Konzentriere meinen Blick. Sehe ein Hologramm. Die Frau und das imaginäre Bild passen nicht zusammen. Ich verlasse den Raum wieder und schließe die Tür. Die Wohnung ist groß. Ich schaue mich um, erkenne noch mehr Türen, öffne wieder eine. Der Raum dahinter teilt sich in drei Teile. Ich gehe in den ersten Teil. Dort ist gerade eine Dorfkirmes im Gang. *Sieht wie im Mittelalter aus*, denke ich, als ich die Kleidung der Leute erblicke. Ein großer eicherner Tisch steht in der Mitte einer Schenke. Darum herum sitzen allerlei Personen, essen trinken, singen. Ab und zu springen sie auf, um zu tanzen. Es wird musiziert. Die Atmosphäre ist entspannt. Eine schöne, kleine Feier. In der Mitte der Runde entdecke ich eine blutjunge Frau. Ihre schönen Rehaugen schauen tieftraurig aus. Sie spricht kein Wort. Sie scheint nur aus Augen zu bestehen. Braune, kristallklare, wunderschöne Augen. Ihr Gesicht hat sie mit grauer Farbe bemalt. Dadurch leuchten ihre Augen um so mehr. Sie wirkt abwesend, als wäre sie nicht da. Die Leute, die aufgeregt neben ihr miteinander schwatzen, lassen sie vollkommen ungerührt. Niemand kümmert sich um sie. Obgleich ich spüren kann, dass alle sie lieben. Deutlich ist die Distanz zwischen ihrem Wesen und dem der anderen Anwe-

senden zu spüren. Einmal beugt sich ein warmherzig aussehender Mann – vermutlich ihr Vater – zu ihr hinunter. Spricht zärtlich vertraut mit ihr. Ihr Gesicht bleibt regungslos. Ist weiterhin abwesend. Ich gehe ins nächste Zimmer. Es ist leer. Das Zimmer nebenan öffnet sich von allein. Darin sehe ich einen vor Kraft strotzenden Mann, der einen ungeheuren Brustkorb mit starken Muskeln hat. Sein Gesicht wirkt feinfühlig. Eine große Energie geht von ihm aus. Er scheint die Sonne selbst zu sein. Er kommt mir sehr selten in seinen widersprüchlichen Eigenschaften vor. Diesem Mann ist keiner gewachsen. Es liegt etwas Herausforderndes, Übermütiges in ihm. Er wirkt wagemutig, kühn, furchtlos, rebellisch. Gleichzeitig ist er von ungewöhnlicher Schönheit. Seine Gesichtszüge werden plötzlich schärfer. Im Raum verändert sich etwas. Ich spüre einen harten Schlag. Irgend etwas verändert die Situation dramatisch. Er ist aus meinem Gesichtsfeld sekundenlang verschwunden. Doch kurz darauf erscheint mir der Mann noch einmal. Aber nun ist sein wunderschöner Körper horizontal zerteilt, mitten durch den Brustkorb. Er ist eine blutige Büste aus Fleisch. Ohne Arme. Nur Gesicht, Hals und Schultern. Sein Gesicht ist vom Schmerz verzerrt und seine unbezwingbare Schönheit ist verschwunden.

Immer sind es Türen, die sich öffnen und den Blick in eine Erinnerung freigeben, von der ich meinte, dass es sie gar nicht gäbe. Alle Personen, die mir in diesen Zimmern begegnen, kenne ich. Sie sind in mir verborgen. Einige Nächte später stehe ich wieder im Schussfeld. Irgend etwas bedroht mich. Sieht nach Gefangenschaft aus. Der Raum ist dunkel. Kein Licht. Der Mann,

den ich liebe, steht neben mir. Wir sind allein. Jemand öffnet eine Tür. Er ist zuerst an der Reihe, wird nach draußen geführt. Vermutlich zum Verhör. Die Tür bleibt offen. Wohl mit Absicht. Draußen scheint die Sonne. Wir sind auf einem Berg. Mein Blick schweift ab, huscht schnell über die Kleider neben mir. Sie hängen auf einer Leiste, sind bunt, sehen inkaisch aus. Meine Augen wenden sich wieder dem Geschehen draußen zu. Mein Freund wird jetzt einem Mann gegenübergestellt. Dieser sitzt mit dem Rücken zu mir. Ich kann nicht erkennen, um wen es sich handelt. Indessen muss mein Freund diesen Mann zwangsweise anschauen. Er scheint ihn zu kennen, denn er schreit entsetzt auf. Sein Gesicht ist wie eine klaffende Wunde. Ich kann durch sein Gesicht das Gesicht des anderen Mannes sehen. Seine Augen sind ausgestochen. Aus den Augenhöhlen tropft frisches Blut. Ich leide mit meinem Freund. Jeder Ausdruck seines Gesichtes ist ein gemeinsamer überwältigender Schrei, der uns auslöscht.

Vidin, dem ich in Nazca begegnet bin, ist blind. Er lebt in der Dunkelheit. Seine Augen sind weiß. Auch die Pupillen. Ein weißer Kern. Sobald er die Augen aufreißt, sieht er grässlich aus. Dabei ist er erst zehn Jahre alt. Ich weiß nicht, aus welcher Tiefe so ein Ausdruck kommt. Wir werden wohl mit Gesichtern geboren, die wir verdient haben. Das, was wir in vorhergehenden Leben gewesen sind, spiegelt ein Gesicht wieder. Automatisch taucht bei mir der Gedanke auf: *Was hat Vidin gemacht? Wodurch hat er sich dieses fürchterliche Gesicht zugezogen?*

Augen spielen eine wichtige Rolle in meinem Leben. Als Photographin habe ich gelernt, genau hinzusehen. Oftmals offenbaren sich in Details große Wahrheiten. Die kleinen Dinge werden gern übersehen. Auch hat das Sehen einen gewissen Rhythmus. Bestimmte Dinge tauchen regelmäßig auf, obwohl sie vorher kaum eine Rolle spielten. Nie sind mir Augen mit solch magnetischer Anziehungskraft begegnet wie in Perú. Aber auch das Gegenteil ist der Fall, nirgendwo habe ich so viele Blinde gesehen. Betrachte ich ein menschliches Auge aus nächster Nähe, werde ich mit einem schwarzen Loch konfrontiert, nämlich dort, wo die Iris ist. Es gleicht der Schwärze meines Tunnels. Das Innere bleibt unsichtbar und dunkel. Ich habe manchmal das Gefühl, der Tunnel, indem ich mich befinde, ist in Wahrheit ein riesengroßes, kosmisches Auge. Ein Auge, das in einer 360°-Projektion die Blicke gleichzeitig in alle Richtungen lenkt, nach innen und nach außen, in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ein scheinbar endloser Zeittunnel, in dem alles Erlebte wiederkehrt. Das Sehen bekommt im Dunkeln eine andere Qualität. Es wandelt sich in ein inneres Sehen. In ein Weit-Sehen. Ohne Grenzen. Unverhofft begegnen mir so die seltsamsten Gestalten. Als hätte ich sie alle gelebt. Als wären sie in mir und berieten mich mit ihren versteckten Stimmen aus seltsamer, unbekannter Tiefe. Töne, die nie verhallen. Ein Flüstern im Meer ewiger Erinnerung. Das Sehen nach innen lässt sich auch umgekehrt verfolgen. Aus der inneren Dunkelheit hinaus ins Licht. Während ich von innen nach außen ein Gesicht anschau, werde ich von außen gesehen. Ein seltsamer Umstand in

einem Gespräch. Ich projiziere mein Inneres auf mein Gegenüber. Der andere tut scheinbar dasselbe. Wo werden wir uns so begegnen? Bemüht, etwas loszuwerden, denn jeder schmort nicht gern im eigenen Saft, möchte Kontakt aufnehmen, sich austauschen. Das Auge stellt die Verbindung her. Zwei Luken, die den Menschen den Weg aus sich heraus zeigen. Mit dem Zweck, sich zu verbinden und zu kommunizieren. Dieser Weg ist immer ein Übergang. Genauso, wie der Tunnel zwei verschiedene Punkte miteinander verbindet. Darin liegt wohl die geheimnisvolle Kraft Perús. Die alten Mochica-Priester – die *sacerdotes* – kannten die Kanäle, konnten mit allen Welten kommunizieren, nach oben, nach unten und mit denjenigen in weiter Ferne. Dazu brauchten sie keine Telefone und keine Computer. Perú ruft, wie die Große Pyramide von Gizeh, jene wunderbare Eigenschaft in einem Menschen wach, seine Augen auf den inneren, imaginären Bildschirm zu richten und dort mit jedermann Kontakt aufzunehmen, gleich wo er sich gerade befindet.

Während ich meinen magischen Flug durch den Zeittunnel niederschreibe, schickt mir meine Freundin aus Los Angeles ein e-mail: Sie hätte geträumt, ich schreibe ein Buch, eine Art Sciencefiction-Roman, und das erste Kapitel begänne mit den Sternen. Sie gibt mir von weitem noch einen Rat, obwohl ich ihr nie von der Geschichte erzählt hatte. Ich bin eingeflochten, wie in einem Netz, mittels dessen ich auf jene innere Weise rund um die Welt kommuniziere. Die alten Peruaner hinterließen in ihrem Vermächtnis Millionen von Ge-

sichtern. Auf Keramiken, Goldmasken, Skulpturen, Webteppichen, in denen sie ihre Toten bestatteten. Sogar die seltsamsten Felsgesichter, die scheinbar von Riesen stammen, sind mir dort in den Anden begegnet. Sie weisen nicht die geringsten Spuren menschlicher Bearbeitung auf. Ohne jeden Zweifel handelt es sich aber um menschliche Gesichter. Manche haben einen grimmigen Blick. Manche schlafen. Sie erinnern mich an das Dornröschen-Märchen, in dem alle plötzlich, innerhalb einer Sekunde erstarren.

Die Gesichter, denen ich unterwegs auf den Straßen begegnete, sind in meinem Gedächtnis gespeichert. Da ist die alte Frau in La Paz, die fest ihre Augen zudrückt. Sie presst den Mund zusammen, bis er nur noch ein Strich ist. Den ganzen Tag sitzt sie so in der belebtesten Hauptstraße da. Ihr Leben sind geschlossene Augen und ein geschlossener Mund. Was hat sie bloß gesehen, dass sie nichts mehr sehen will? Was hat sie gesagt, dass sie nichts mehr sagen will?

Dann der Mann in Trujillo mit den Kulleraugen, der Worte rezitiert, die kein Mensch versteht. Vorbei gehende Passanten nennen ihn «Doktor». Sein Gesicht konzentriert sich auf die Worte. Sie verhalten im Nichts. Die Frau aus dem Traum fällt mir wieder ein, die hinaus will, in die Freiheit. Sie steht schon vor der Tür, will sie öffnen. Sie wird sie nie öffnen. Wie ein Hund wird sie vor der Tür sitzen bleiben. Ein Leben lang. Von grenzenloser Sehnsucht für die Ferne gepackt. Wie gern würde sie losziehen. Allein, sie kann nicht. Ihr fehlt die Entschlossenheit. Und die Fähigkeit, ihr Herz nicht zu binden. Hinter ihr dringt aus dem geschlossenen Raum die

Stimme einer zweiten Frau. Sie ruft sie zurück. Die junge Frau wird an ihrer grenzenlosen Sehnsucht nach Freiheit sterben.

Am Ende meiner Reise betrete ich einen unterirdischen Tempel mit quadratischem Grundriss. Er ist etwas größer als die Königinnenkammer der Großen Pyramide, aber ohne Dach, unter freiem Himmel. Ich bin nie zuvor hier gewesen. Ich kenne den Tempel nur vom Hörensagen. An den vier Mauern ist ein Gesicht neben dem anderen zu erkennen. Alle Rassen der Welt waren dargestellt in dieser Tempelgalerie, die zweitausend Jahren alt sein möchte. Vielleicht noch älter. Einhundertfünundsiebzig Gesichter zähle ich. Keine Löwenmenschen, wie derjenige, der mich hierher gelockt hat. Nein. Diese Köpfe sind Skulpturen aus Stein, in die Mauern eingekittet. Fast hineingequetscht. Es sind sehr unterschiedliche Wesen. Aber alle wirken dunkel, haben weit aufgerissene Augen, wie in großer Angst. Eine unheimliche Angst. Ihre Augen mussten Entsetzliches gesehen haben. Augen. Immer wieder Augen. Voll Kummer und Schmerz. Ein Schmerz, der mit Worten nicht zu beschreiben ist, der jenseits alles Erträglichen und Vorstellbaren liegt. Es ist ein Schmerz, der für ewige Zeiten auf der Erde ein Lied der Trauer singt. Wie kann das geschehen? Wie kommt eine solche Synchronität zustande? Bei einem Zeitabstand von Tausenden von Jahren? Mir wird auf einmal bewusst, dass meine Reise durch die Welt der Gesichter in dieser antiken Tempelgalerie von Steinköpfen aufgezeichnet ist. Schon jemand anders hatte lange Zeit vor mir die Reise gemacht.

Zweitausend Gesichter habe ich photographiert. Die Gesichter der Galerie spiegeln exakt jene Gesichter wieder, die mir unterwegs begegnet sind. Selbst Julio, mein Begleiter, erkennt sich in einem Steinportrait wieder. Die Köpfe, die sich in meine Erinnerung eingruben, sind hier, im Tempel, zeitlos ausgestellt. Geschunden, erniedrigt, gequält, zerrissen, verzweifelt, verstört. Auf der Tonleiter des menschlichen Leids bleibt keine Tiefe ausgespart. Manche Skulpturen haben ihre Gesichter verloren. Haben keine Augen, keine Nase, keinen Mund mehr. Die Steine sind leer. So leer, wie die Kammer am Anfang meiner Reise.

